### Park im Mondschein.

Von Paul Remer.

Weißer Mondnacht Zauber wirken,
Und das Land des Märchens lebt;
Dunkle Tannen, bleiche Birken
Fuhles Mondenlicht umwebt.

Auf den Wiesen Nebelstreifen
Ziehen in dem Märchenglanz,
Fliehen, haschen sich und greifen,
Und es wogt der Elfentanz.

Sieh! der Mond vom Himmel steiget,
Schreitet auf den weißen Plan,
Vor der feinsten Elfe neiget
Sich der blasse Mondesmann.

Frösche quaken, Grillen singen,
In der Ferne Eulen schrein —
Mond und Elfe zierlich schlingen
Ihren Tanz im bleichen Schein. . .

## Kleinstadtluft.

Von Felicitas Rose.

Onkel Gottlieb war ein eingefleischter Junggeselle. Er hätte gut und gern heirathen können, denn er war Rentier, aber er wollte nicht.

„Der liebe Gott hat mir als Junggeselle auf die Welt kommen lassen, — bleib' ich halt einer."

Oder: „Es ist mich zu schanierlich, ewig so'n Frauensgeziefer um mir zu haben."

Höflich war Onkel Gottlieb nicht.

Er war auch kein Onkel von Geburt, sondern „Wahlverwandtschaft" von mir.

Seine Wohnung war voll von seltsamen, ausgestopften Thieren, die alle ein mehr oder weniger schreckhaftes Aussehen hatten; am schreckhaftesten sah freilich seine lebendige Wirthschafterin aus, und ich wunderte mich, warum er sie nicht auch ausstopfte. Eine darauf bezügliche Frage zog mir aber ihre bitterste Feindschaft zu. Onkel Gottlieb hatte viele „Antipazien", wie er sagte. Erstens, die Fremdwörter, weshalb er immer meinte: „Nennt mich doch blos nich „Rentier", sagt doch schlicht und deutsch: „Proprietär." Seine zweite Abneigung waren „Katzen."

In seinem alten Hause knabberten die Mäuse schon ihn selbst an (die Wirthschafterin war ihnen zu unappetitlich), aber ehe er einer Katze das Dasein erlaubte, eher kaufte er die neuesten und theuersten Fallen, die aber keinen weiteren Erfolg erzielten, als daß ihm eines Morgens eine ganze Familie in der Mausefalle fröhlich entgegenpiepste und bei seinem Näherkommen sammt dem angebratenen Speck entfloh. Die dritte und größte „Antipazie" aber galt den „Frauenzimmern." Er hielt sich einen Stiefelburschen und einen Gärtner und hätte sich wohl auch einen Koch gehalten, wenn das in Schwarzhausen nicht so sehr aufgefallen wäre. So nannte er denn seinen Hausdrachen wenigstens „Emil", obwohl er „Emilie" hieß. Onkels Vorschlag, daß sie Männerkleidung anlegen möchte, wies sie mit solch schreiender Entrüstung zurück, daß die ganze Nachbarschaft aufmerksam wurde, den Sachverhalt erfuhr, und Onkel Gottlieb bei den strengen Damen von Schwarzhausen in den Geruch der Sittenverderbniß kam, eine Ansicht, die er durch seine solide Lebensführung widerlegte. „Emil" wandelte also weiter in ihrem unsauberen, häßlichen Rock einher, bewies aber bei jeder Gelegenheit, daß sie die „Hosen" anhatte. Sie knechtete Onkel Gottlieb buchstäblich und verstärkte dadurch seinen Haß gegen die „Frauenzimmer." Noch ein weibliches Wesen war in seinem Hause, ein zartes Mädchen, das Kind seiner einzigen Schwester. Er hatte die Wittwe und ihr Töchterchen in sein Heim aufgenommen und in rührender Weise für sie gesorgt, aber die junge Frau folgte demGatten bald nach, und ihr Tod war für Onkel Gottlieb ein neuer Beweis für die „Undankbarkeit" der Frauenzimmer. Mit dem Dasein der zarten, kleinen Erika konnte er sich erst gar nicht befreunden, er steckte sie, um einen besseren Anblick von ihr zu haben, in einen Knabenanzug und war erbittert, daß sie so „unmännlich" darin aussah und ewig ihre häßliche Puppe auf dem Schooß hatte, anstatt die Bleisoldaten, die er ihr geschenkt. Wir fürchteten schon, klein Erika würde sich zu einer regelrechten „Antipazie" für ihn auswachsen, aber das geschah nicht. Seine Haushälterin war zu drachenähnlich, und er wünschte sie nur so lange zu behalten, bis Erika groß sein würde.

„Sobald du confirmirt bist, Erich, führst du mich die Wirthschaft, und Emil fliegt," sagte er zu Erika. „Laß dich man blos nicht einfallen, nach die Mannsleute zu gucken, heirathen ist meine größte „Antipazie", die's nur giebt, und stürzt jeden in's Unglück."

Onkel Gottlieb vereinigte nun seine sämmtlichen „Antipazien" in eine einzige riesenhafte, und widmete diese seinem „Gegenüber", von ihm „Fissifiß" genannt: „Fräulein Erdmuthe Frisch."

Die etwa vierzig Jahre alte Dame trug ihren Namen mit Recht. Sie hatte rothe Backen, helle Augen, kaum ein vereinzeltes, graues Haar in ihren blonden Flechten und schaute so fröhlich in die Welt, wie ein ganz junges Mädchen. Das Putzgeschäft, welches sie trieb, ernährte sie gut, denn sämmtliche Honoratiorenfrauen der Stadt waren ihre Kundinnen, und um pünktlich sein zu können, Zeit zu sparen und immer das Neueste auf Lager zu haben, fuhr sie öfters auf dem Rad nach der nicht allzu weit entfernten Kreisstadt. Es war das erste und einzige Damenrad in Schwarzhausen, sehr schwer und primitiv gebaut, und wir Kinder liefen hinterher und riefen:

„Ham se nix zu schlei—i—fen?"

Bei uns war man sehr vornehm und sagte nicht „Rad", sondern „Bicycle", und da Onkel Gottlieb bekanntlich nur deutsch sprach, sagte er nicht „Bicycle", sondern „Felozepett".

Mit diesem „Felozepett" war Fräulein Frisch nun in flottestem Tempo dem ahnungslosen Onkel Gottlieb über die große Zehe gefahren, wodurch das „Rad" im allgemeinen und Fräulein Frisch's Rad im besonderen sofort in die Reihe der „Antipazien" eingereiht wurde; aber damit nicht genug, Fräulein Frisch war sofort abgesprungen und hatte gerufen: „O weh, alter Herr!" In diesem Punkte war aber Onkel Gottlieb noch empfindlicher als seine große Zehe; er hatte Fräulein Frisch angeschrieen: „Der Deubel is alt," und war zornroth seinem Hause zugehinkt.

Erika und ich hatten uns auf eigene Art kennen gelernt. Die Eltern suchten nach einem ordentlichen Umgang für mich, und Onkel Gottlieb suchte auch eine Spielgefährtin für Erika, und zwar sollte diese Gefährtin nur wenig Eigenschaften von einem „Frauenzimmer" besitzen. Das wurde nun bestimmt von mir behauptet. Er glaubte, in Papa einen Gleichdenkenden gefunden zu haben und machte ihm an einem Sonntage feierlich seinen Besuch. Papa fand ihn amüsanter, als sämmtliche Bewohner Schwarzhausens zusammengenommen, und so trennten sich die beiden Herren mit dem herzlichsten Händedruck. Von diesem Tage an war Erika meine „beste Freundin", zwar älter als ich, aber sehr gut zu mir passend. Ueber unsere Gefühle zu Fräulein Erdmuthe Frisch waren wir uns nicht recht klar. Sie hatte uns einmal Bonbons knabbern sehen und von ihrem niedrigen Fenster aus eindringliche Worte gesprochen, wie schädlich dies für unsere weißen, festen Zähnchen sei. Ihre Mahnung hatten wir schnurstracks dem Onkel hinterbracht, der uns sofort als Antwort zwei Düten mit Stückenzucker kaufte, mit denen wir triumphirend an Fräulein Frisch's Hause vorbeizogen. Sie sagte nichts, aber ein so trauriger Blick, verbunden mit ungläubigem Kopfschütteln traf uns, daß ich meinen Reichthum auf die Erde warf und spornstreichs nach Hause rannte. Meine weiche Regung schwand allerdings bald, und schon am selben Abend wollte ich mir die Düte wieder suchen, aber ein tüchtiger Gewitterregen hatte den Zucker fortgeschwemmt und mir nur das leere, schmutzige Papier übrig gelassen. Ich machte eine Faust nach Fräuleins Hause hin und hatte das Gefühl, als ob sie nun auch meine „Antipazie" sei.

Eines Tages kam Onkel Gottlieb sehr aufgeregt von seinem Spaziergang zurück.

Na nu is der Kram fertig, nu hat se sogar 'ne Katze," sagte er voller Verachtung.

Wir wußten sofort, wer „se" war.

„Die Katze hat Fräulein Frisch schon lange," berichtete ich, „sie hat sie von ihrer verstorbenen Mutter geerbt, es ist eine werthvolle Angorakatze, und und sie hält sie immer imHause, weil ich ihr sagte, du schießt alle Katzen todt."

„Das war sehr naseweis von dir," erwiderte Onkel Gottlieb, „und du kannst mir dadurch in Deubels Küche bringen. Aber die Polizei soll Unfug nich dulden, und en Frauenzimmer mit'n Felozepett und mit 'ner Katze, das is en Unfug."

„Sieh, da kommt sie," rief ich und zeigte mit dem Finger auf Onkels „Antipazie", die im schlichten grauen Lodenkleid, einen Strohhut auf den blonden Flechten, aus dem Hause trat. Sie führte ihr Rad an der Hand, sprang dann schnell und sicher auf und war bald um die Straßenecke verschwunden.

„Sie kann es famos," sagten Erika und ich bewundernd. Onkel Gottlieb lächelte verächtlich.

„Dafür wird se auch sonst nicht viel können," sagte er, „se kocht sich auch nie selber, sondern ißt im Speisehause, das thut auch kein „honores" Frauenzimmer, sondern nur die „Emanzierten". (Onkel Gottlieb war felsenfest davon überzeugt, mit seinen selbsterfundenen Wörtern ein klares, reines Deutsch zu sprechen.)

„Sie kocht sehr gut, sagt meine Mama," rief ich, „sie hat uns neulich das Rezept zu Thüringer Speckkuchen gegeben, aber Mama sagt, wie Fräulein Frisch ihn backt, so bringt ihn Niemand zu Wege."

„Speckkuchen?" fragte Onkel Gottlieb, und seine kleinen Aeugelchen wurden ganz blank vor Wonne. „Speckkuchen? den hab' ich seit dreißig Jahren nicht mehr gegessen, den hat auch meine Mutter gebacken — oh — oh — ich glaub' das nicht von die Person da drüben."

So spielten denn Onkel Gottlieb und Fräulein Erdmuthe Frisch weiter Montecchi und Capuletti, und nicht mehr ganz heimlich und aus der Ferne, sondern es war schon zum öffentlichen Zank gekommen. Fräulein Frisch hatte Onkel eines schönen Tages „gestellt". Es handelte sich um Erika. Sie war solch ein zartes, blasses Persönchen, wurde nun von Emil angelernt und zu Gunsten der faulen Person in jeder Weise überanstrengt. Onkel Gottlieb bemerkte davon nichts, für ihn war es selbstverständlich, daß „Frauenzimmer" tüchtig arbeiten mußten, um der Welt nach seiner Meinung wenigstens etwas zu nützen. Und an dieser doch gewiß sehr richtigen Meinung erdreistete sich Fräulein Frisch ihn irre zu machen. Sie hatte von „Verantwortung" gesprochen, von bemitleidenswerthen Geschöpfen, von „Junggesellenwirthschaft", und als Onkel ihr wüthend zugerufen, sie solle sich um sich und ihr Katervieh und das Felozepett bekümmern, hatte sie „alter Herr" gesagt und war in's Haus zurückgegangen. Nun war Onkel gänzlich fertig mit „der da drüben."

Eines Tages holte mich Erika ganz verstört zu sich. Onkel Gottlieb war bös gefallen und hatte den Arm gebrochen. Er lag geschient und verbunden in seinem ungemüthlichen, finsteren Schlafzimmer, denn unter „Emils" Leitung kamen nur dunkle Vorhänge an die Fenster, und Erika wußte nicht aus noch ein mit ihrer schwachen Kraft, denn „Emil" hatte sich gleichfalls in ihre Kemenate zurückgezogen, lag zu Bett, fieberte und phantasirte in der schönsten Influenza herum. Onkel Gottlieb ahnte davon nichts, der Arzt hatte jede Aufregung für ihn verboten, und so quälte sich Klein-Erika mit der Hausarbeit und dem Kochen ab, wobei ich ihr nicht einmal helfen durfte, denn Onkel Gottlieb erklärte einfach: „Du liest mich vor, Felix; zwei Frauenzimmer sind genug in der Küche." Ich las so leierig und langsam wie nur möglich, und aus diesem Grunde schlief Onkel Gottlieb bald ein.

Als ich leise sein Zimmer verließ und in's Wohnstübchen kam, bot sich mir ein eigener Anblick.

Erika saß auf dem Sopha und hatte ihr zartes Köpfchen an Fräulein Frischs Schulter geschmiegt.

Dann folgte eine lange Berathung zwischen uns dreien, tiefes Stillschweigen wurde gelobt, und nun begann eine köstliche Zeit für Erika, für „Emil" und für Onkel Gottlieb.

„Hätt nicht gedacht, was in dem Emil steckt," sagte Gottlieb jeden Tag, „so wunderschön hat se nie gekocht und immer meine Leibessen. Ich werd' mir sehr bedenken, ob ich se gehen lasse."

Daß sie sich niemals blicken ließ, rechnete er ihr besonders hoch an, denn ihre äußere Erscheinung muthete ihn weniger an, als ihr plötzlich erwachtes riesiges Kochkunsttalent. Als aber eines Tages gar ein duftender Speckkuchen zu ihm heraufgetragen wurde, genau wie „Muttern ihrer", da liefen Onkel Gottlieb die hellen Thränen über die Backen, und er schickte „Emil" einen Thaler. „Emil" war immer noch sehr krank, und als noch eine Lungenentzündung hinzukam, schafften wir sie trotz ihres Sträubens in's Krankenhaus und entlasteten Fräulein Frisch und Erika von der Riesenarbeit, welche die Pflege der beiden Kranken beanspruchte. Erika gedieh sichtlich unter dem neuen Regiment. Ihre Bäckchen rundeten sich, die ganze Gestalt straffte sich. Mit inniger Dankbarkeit nahm sie Fräulein Frisch's liebevolle Fürsorge entgegen und dachte mit Schrecken an den Tag, der „Emil" wiederbringen sollte. Und der Tag kam, an dem Onkel und „Emil" wieder gesund auf der Bildfläche erschienen. „Emil" hatte sich gern zum Schweigen verpflichten lassen und ruhte sich nun auf Fräulein Frisch's Lorbeeren aus. Als Onkel Gottlieb zum ersten Mal wieder seine „Antipazie" am Fenster sah, sagte er ingrimmig: „Das war mal 'ne rechte Erholung, dies Frauenzimmer fünf Wochen lang nicht zu sehen!" — — — — — —

Um zu prüfen, ob sein Arm die ganze Kraft wiederbekommen hatte, nahm Onkel Gottlieb nach ein paar Tagen die Flinte zur Hand, stellte sich an sein Schlafstubenfenster, um von dort aus den überhand nehmenden Spatzen in seinem Obstgarten den Garaus zu machen. Hei, wie sich's die kecken Diebe in dem Kirschbaum bequem machten! Onkel gerieth in helle Wuth und schoß blindlings in den Schwarm hinein. Da — ein Klagelaut, fast wie das Wimmern eines kleinen Kindes klang es, die Spatzen flogen mit Geschwirr auf, und ein weißes Körperchen lag todt auf dem grünen Rasen, — — — Fräulein Erdmuthes Angorakatze. Erika fing laut an zu weinen, als sie das Unglück sah, ich selbst war ganz furchtbar empört über Onkel Gottlieb, denn ich konnte mir's nicht denken, daß es unabsichtlich geschehen sein sollte. Als ich aber sein blasses Gesicht sah, in dem die kleinen, gutmüthigen Augen bald auf die todte Katze, bald uns furchtsam anstarrten, und er immer wieder rief: „Das wollte ich wirklich nicht, das nicht," da wurde ich von Mitleid erfüllt und versprach ihm, das Thier zu Fräulein Frisch zu bringen und ihr die Wahrheit zu sagen. Aber das Fräulein glaubte mir nicht. Mit einem Weheruf warf sie sich über den todten Liebling und erging sich in bitteren Anklagen gegen den harten, bösen Mann, der ihr das letzte Liebe geraubt.

Als ich zu Onkel zurückkam, fand ich ihn in schrecklichster Verfassung. Er hatte durch Erika erfahren, was Fräulein Frisch an ihm und ihr in den Tagen der Krankheit gethan hatte, und war nun wirklich unglücklich in dem Gedanken, so undankbar und abscheulich gewesen zu sein, wenn auch ohne Absicht. Von nun ab war Onkel wie verwandelt. Er suchte, wo es nur ging, Fräulein Frisch zu begegnen, er grüßte sie schon von weitem ganz tief, aber sie sah an ihm vorbei, als ob er Luft wäre. Sein wiederholtes Klingeln an ihrer Hausthür blieb unbeachtet, und doch wußte er ganz genau, daß sie zu Hause war. Er stellte sich auf die Lauer, wenn sie ihre Radfahrt unternahm, aber sie sauste schnell an ihm vorbei. Onkel Gottlieb wurde bei diesen Anstrengungen ganz krank und verlor allen Appetit. Im Hause zeigte er sich auch verwandelt, war voll rührender Fürsorge für Erika, die keine schwere Arbeit mehr thun durfte, und unnachsichtlich streng mit „Emil" so daß diese schon mit Kündigung gedroht hatte. Onkel Gottlieb fing an, beängstigende Zeichen von Selbstüberwindung zu äußern, er streichelte jede Katze, die ihm in die Quere kam, und dabei zog sich seine Gestalt förmlich zusammen vor Grauen und Abneigung. Er erstand für theures Geld eine weiße Angorakatze, die er Fräulein Frisch bei dem ersten versöhnlichen Augenblick ihrerseits schenken wollte, wozu freilich keine Aussicht vorhanden war. Eines Tages winkte er mir geheimnißvoll zu.

„Felix", sagte er, „du bist von allen Frauenzimmern noch der vernünftigste Kerl, ich muß dich was anvertrauen. Es wurmt mich, daß ich der Anti —, ich meine Fräulein Frisch, nich danken kann for allens, und mir nich „trankschiren" kann mit die Katze, aber das Fräulein hält nicht Stand. Und deshalb mußt du mich helfen, daß ich „felozipetten" lerne."

„Onkel Gottlieb — du???"

„Verstaune dir ein anner Mal," sagte er hastig, „jetzt mußt mich helfen. Du mußt mich euren „langen Tenneplatz" borgen zum Lernen."

Onkel Gottliebs Entschluß stand eisern fest; er griff tief in seinen Säckel und ließ sich ein Rad kommen, Papas Bursche unterwies ihn in der Radfahrkunst. Und siehe da, es wurde! Langsam, aber sicher! Als Fräulein Frisch das nächste Mal zur Försterei fuhr, folgte ihr Onkel Gottlieb in einiger Entfernung. Freilich kam er hinkend wieder heim, sein Rad hatte ein paar Speichen verbogen, während die Laufdecke einen klaffenden Riß aufwies und der Schlauch vor Luftmangel quietschte, aber nach wenigen Tagen folgte Onkel unterwegs wieder dem grauen Lodenkleid, und diesmal zeigte er bei der Rückkehr fast triumphirend seinen verbundenen Kopf und sagte: „Das hat Fräulein Frisch gethan, se is sehr nett und vernünftig, es is mich unbegreiflich, wie se dabei 'n Frauenzimmer sein kann."

In den Kaffeeschlachten unseres Städtchens wurde viel über die gemeinsamen Radfahrten der beiden Todfeinde verhandelt; Onkel Gottlieb kam dabei am schlechtesten weg, aber auch Fräulein Frisch verlor viel von ihren Sympathien. Aber auf Erikas zartem Gesichtchen lag jetzt ein strahlendes Lächeln; „Emil" hatte die Kündigung in der Tasche!

Nun wollte ich auch einmal wieder Fräulein Frisch „guten Tag" sagen, von der man munkelte, sie wolle das Putzgeschäft verkaufen, um sich zu „verändern." Leise klinkte ich die Thür zu ihrem Zimmer auf, vor mir sprang noch die Angorakatze hinein und mit einem mächtigen Satze auf das Sopha. Mit einem Schrei fuhr ich zurück und schlug die Thür wieder zu.

„Was hast du?" fragte Erika, die mir nachgekommen war.

„Ach du liebe Zeit — da drinnen ist Onkel Gottlieb, und sitzt mit seinen sämmtlichen „Antipazien" auf einem Hümpel zusammen, und ich glaub' — — er küßt sie." — — — — — — — —

## Ausgestoßen.

Von A. Theinert.

Kein Wölkchen am stahlblauenHimmel, von dem mit sengender Gluth die Tropensonne ihre Strahlen versendet. Kein Kühlung fächelnder Waldhauch. Zitternde, flimmerndeLuft über leuchtender Meeresfläche und über dem blendend weißen, von der Ebbe frei gelassenen Strande. Jenseits des Fluthbereiches ausgedörrter Boden, und inmitten einer Gruppe steifer Eukalypten zwei kleine Zelte. Eine Schaar kreischender Möven; aufschnellende Delphine; die langsam den Ocean durchschneidende Rückenflosse eines Hais; sonst Stille und Ruhe über Wasser und Land.

Aus dem einen der Zelte tritt ein blondhaariger Mann in's Freie. Fest auf einen schweren Stock sich stützend, stapft er mit unsicheren Schritten dem Strande zu und setzt sich auf ein angeschwemmtes Stück Wrackholz. Bekleidet ist er nur mit Hose und Hemd, das Gesicht beschattet ein breitrandiger Strohhut, die Füße sind mit Bandagen umwickelt. Eine Weile ruht sein Blick mit einem Ausdruck trostloser Ergebung auf diesen unförmigen Füßen, dann schweift er über das Meer. Der dunkle Streif am südlichen Horizont ist das Festland, von dort her muß das gestern schon fällig gewesene Boot kommen.

Vor vier Jahren hat der Mann den Boden Australiens betreten. Das Glück hat er gesucht in den Colonien, gefunden das bitterste Elend. Von der entsetzlichen Seuche des Aussatzes befallen, ist er von der menschlichenGesellschaft, in deren Mitte er zuletzt gelebt, ausgestoßen,verbannt worden auf die kleine Insel, auf der er mit seinem Leidensgefährten, einem chinesischen Kuli, nun seit zwanzig Monaten schon weilt, ein lebendig Begrabener.

Die Gedanken des Ausgestoßenen schweifen in die Vergangenheit, weit weg über Land und Meer. Vor seinem geistigen Auge taucht das schmucke, von Epheu übersponnene Häuschen auf, in dem er geboren worden, der Garten, in dem er als Knabe mit den Geschwistern gespielt, die Gaisblattlaube an der Hecke und die grünen, sanft gewellten Hügel des heimischen Gaues. Der Frühling hat seinenEinzug gehalten: die Apfelbäume sind aus ihrem Winterschlaf erwacht, die rosig schimmernden Knospen haben sich geöffnet; Rothdorn, Goldregen und Schneeball leuchten; die Kastanienbäume haben ihren Kerzenschmuck angelegt, die Luft ist geschwängert mit dem süßen Duft des Flieders. Bienen und Hummeln summen, Schmetterlinge schweben von Blume zu Blume. Schwalben schwimmen im Aether; Lerchen jubiliren; all' die kleinen gefiederten Musikanten trommeln und flöten um die Wette. Freundlich der herumtollenden Kinderschaar zulächelnd, erscheint im Rahmen derHausthüre die Mutter.

Das Bild zerrinnt, und „Mutter! O, meine Mutter!" stöhnt der Unglückliche.

Und Klara, seine Braut; wie hoffnungsfreudig hat er Abschied von ihr genommen. Ein Jahr oder zwei, dann sollte das Nest ausgefüttert sein für den jungen Ehestand. Aber nichts wollte ihm gelingen, er durfte die Geliebte nicht rufen. In Sehnsucht nach ihm hat sie sich verzehrt drei Jahre lang, dann ist sie gestorben; unter den weitausgreifenden Aesten der alten Linde auf dem Dorffriedhofe schläft sie den ewigen Schlaf.

Das war die letzte Nachricht, die er von daheim erhalten, gerade als bei ihm die Vorboten des Aussatzes anklopften. Wenige Wochen später ist er auf der Insel gelandet, und nie mehr hat er seither an Mutter und Geschwister geschrieben. Mögen sie ihn als einen Verschollenen, als einen Todten beweinen; der Gedanke an den lebendig Begrabenen würde sie ja unsäglich schwerer quälen.

Stunde um Stunde verrinnt; die Sonne steht schon tief im Westen, wie mit flüssigem Golde übergossen glitzert das Meer.

Unter den Horizont sinkt die gluthrothe Scheibe, im Scheiden Alles in Purpur tauchend und verklärend. Die Nacht bricht herein. — „Auch heute wieder vergebens geharrt!"

Am nächsten Tage kommt endlich der kleine Dampfer, der einmal in vier Wochen die Verbannte mit dem zum Leben Nothwendigsten versorgt. Auch ein Pack Zeitungen und Bücher wird für den Weißen gelandet, der diese geistige Nahrung sehnlicher erwartet hat als die leibliche.

So reiht sich Monat an Monat. Drückend lastet die Monotonie der Trockenzeit auf dem Unglücklichen. Nie erscheint auch nur der leichteste Dunststreifen am Firmament; kein Schauer erquickt das dürstende Erdreich; kein frischer Halm schießt auf, den nackten Boden zu bekleiden, auf dem die Schatten der Eukalypten sich hart und scharf abheben.

Der Dürre folgt die Regenperiode: Gras und allerlei Geranke wuchert in blüthenreicher Ueppigkeit höher und höher, rings um die Zelte herum, an deren Innenseiten Schimmel und Moder erscheinen. Orkane rasen heulend and brüllend über Wasser und Land. Donnerschläge rollen, so gewaltig, daß die kleine Insel in ihren Grundfesten erzittert. Zuckende Blitze, wild brandende, schaumschleudernde Wogen.

All' das kommt und geht mit dem Wechsel der Jahreszeiten, anderen Wechsel gibt es nicht. Jahr reiht sich an Jahr; den beiden aus der Gesellschaft ihrer Mitmenschen Ausgestoßenen kann nur der Tod Erlösung bringen von körperlicher und seelischer Qual.

## Großmutters Truhe.

„Das sind Frühlingsstürme, Kind — die gehen vorüber. Wer wird um so etwas weinen?" spricht die Großmutter, der Enkelin blonden Scheitel streichelnd. „Ich bin überzeugt, morgen scheint die liebe Sonne wieder."

Die junge Frau schüttelte trotzig den Kopf. „Nein, nein, so schnell geht das nicht vorüber. Du hast gut reden; denn Dir ist dergleichen nie passirt. Ihr zankt Euch nie — Großpapa ist ja noch heute ein Muster von Ritterlichkeit."

„Gewiß, das ist er," bestätigte die alte Dame, ihrem Gatten lächelnd die Hand reichend, die er zärtlich an seine Lippen führt.

„Großpapa schlägt Dir nie eine Bitte ab —"

„Großmama bittet aber auch um nichts Thörichtes," wirft der greise Herr ein.

„Ist das denn thöricht, wenn ich eine harmlose Gesellschaft besuchen will?"

„An sich nicht — nur, weil Dein Mann es nicht wünscht. Das Vergnügen, Dich in einem lebenden Bilde bewundern zu lassen, kann Dir doch unmöglich mehr werth sein, als die ungetrübte Einigkeit mit Deinem Gatten."

„Wer hat diese Einigkeit denn zuerst gestört?" fährt Frau Edith heftig auf. „Er oder ich? Er doch, indem er von vornherein verdrießlich erklärte, daß wir daheim bleiben würden, weil er zu arbeiten hat und weil ihm die Sache zu theuer ist. Spricht daraus Liebe? Wenn er mich lieb hätte, so würde es ihm auf das bischen Geld für das Kostüm nicht ankommen und die versäumte Zeit — je nun, die ließe sich leicht einbringen, wenn er an den folgenden Tagen früher aufstehen wollte. Was mich so namenlos unglücklich macht, das ist ja auch nicht der Verzicht auf das Vergnügen, sonders Walters Lieblosigkeit, die mich dazu zwingt."

So schließt die junge Frau, der dabei die Thränen aus den Augen stürzen.

„Könnte er Dir nicht mit dem gleichen Recht Lieblosigkeit vorwerfen, weil Du ihn, den schwer arbeitenden Mann, um seinen Morgenschlaf verkürzen und zu Ausgaben nöthigen willst, die ihm schwer fallen?" fragt der Großvater sanft.

Doch Edith läßt den Einwand nicht gelten.

„Für seinen Club hat er immer Zeit und Geld. Es kränkt mich ohnehin genug, daß er mich so oft allein läßt. Wenn er seinem Vergnügen nachgeht, so will ich's auch thun. Wozu soll ich die sein, die Opfer bringt?"

„Kind, Kind!" meint die Großmutter bekümmert. „Wer wird in der Ehe um Liebe rechten? Was man sich gegenseitig zu Liebe thut, das sind keine Opfer. Aber —" fährt sie fort — „wir wollen den Gegenstand jetzt ruhen lassen — Großpapa sehnt sich nach seinem Mittagsschläfchen. Nimm Dir ein Buch, indessen wir ein Stündchen ruhen."

Wenige Minuten später schon sind die alten Leute eingeschlummert. Edith betrachtet sie, wie sie, jeder einer Sophaecke sitzend, die leidenschaftslos ruhigen Gesichter etwas zur Seite geneigt haben, mit einer Mischung von Rührung und Neid. „Die haben's gut!" denkt sie, „die wissen nichts von solchen Stürmen, wie sie mein Leben durchtoben. „Frühlingsstürme" nennt sie die Großmutter. Welcher Unsinn! Wenn sie recht hätte, müßte es ja später besser werden; aber ich weiß sicher, es wird immer schlimmer in unserer Ehe werden. Kann ja sein, daß auch an mir oder richtiger an meinem Temperament, die Schuld liegt, aber — ich vermag mich nun einmal nicht zu resigniren. Ach ja, ja, ich bin doch schrecklich unglücklich!"

Sie ist nicht im Stande, ihre Gedanken auf das Buch zu richten, das sie in ihrer Hand hält, sie sind zu erfüllt von ihrem Unglück. Um sich zu zerstreuen, nimmt sie aus Großmutters Schlüsselkorb einen alten wunderlich verschnörkelten Schlüssel, der zu einer schönen geschnitzten Eichentruhe gehört, drinnen die alte Dame allerhand Erinnerungszeichen aufbewahrt und schleicht damit leise hinaus. Großmutter hat der Enkelin zwar noch nie den Schlüssel allein in die Hand gegeben, aber sie wird gewiß nicht zürnen, wenn sie ihr später ihre Eigenmächtigkeit beichtet. Vielleicht findet sie auch unter den alten Sachen irgend etwas, das sie zu ihrem Kostüm für die lebenden Bilder benutzen kann — in diesem Fall braucht sie das Geld nicht, das Walter ihr so unfreundlich verweigert hat und kann ohne seine Zustimmung zu der Gesellschaft gehen.

Ein leichter Modergeruch, vermischt mit dem Duft getrockneter Rosenblätter weht der jungen Frau entgegen, als sie den Deckel der Truhe aufhebt. Ein dürrer Kranz aus kleinen vergilbten Dijonröschen, mitten entzwei gerissen, liegt obenauf. Daneben ein zerbrochener Fächer! Wessen Hände mögen es gewesen sein, die die beiden Dinge einst zerstörten? Großmutters kühle, weiche doch sicher nicht.

Wie Edith noch über dem Räthsel nachgrübelt, fällt ihr, zwischen verblaßten Bändern, Spitzen und anderem Frauentand ein kleines Büchlein auf, der Art, wie man es ehedem als Stammbuch oder Poesiealbum benutzte. Mechanisch schlägt die junge Frau die Blätter auf. Herzensergießungen und Gedichte von der Hand wahrscheinlich längst Verstorbener, dazwischen sentimentale Bildchen, mit Aquarellfarben gemalt! Auf der letzten Seite des Buches aber — ja, was ist das? Diese wild leidenschaftlichen, aber ach, so ungeschickten Verse, in denen von verlorenem Glück, betrogenem Herzen, von dem Wunsch sterben zu wollen, die Rede ist, zeigen ja Großmutters Schriftzüge. Einzelne der Worte sind, wie von Thränen verlöscht. Und unter den Versen, ganz tief in der rechten Ecke, was steht da, mit Großvaters kleinen, feinen Buchstaben geschrieben? „Die Liebe trägt Alles, die Liebe duldet Alles — die Liebe hört nimmer auf." Daneben ist eine gepreßte Dijonrose aufgeklebt.

Leise, behutsam, andächtig fast, legt Edith das Büchlein an seinen früheren Platz und schließt die Truhe. Dann geht sie auf sachten Sohlen in's Wohnzimmer zurück, wo Großmutter und Großvater noch immer in ihren Sofaecken sitzen und friedlich schlummern. Nie, nie sollen sie erfahren, daß die Enkelin an ihren Heiligthümern gerührt hat. Edith kennt die Geschichte nicht, die dem zerrissenen Rosenkranz und dem, was auf der letzten Seite des alten Stammbuches geschrieben ist, zu Grunde liegt, aber sie braucht sie auch nicht zu kennen. Das Eine, das zu wissen ihr Noth thut, hat sie sie gelehrt — daß es in Großvaters und Großmutters Ehe auch Frühlingsstürme gegeben hat, die die Liebe, die nimmer aufhört, schweigen hieß . . .

### Die breit gedrückte Mark.

Der Herr Unterofficier hatte einen Einjährigen wiederholt vergeblich ermahnt, seine Gehwerkzeuge vorschriftsmäßig zusammenzuschließen. Der Einjährige hatte zwar nicht eigentlich O-Beine, aber enschieden Anlage dazu. Soviel er sich auch Mühe gab, kerzengrade dazustehen, es blieb zwischen den Knieen immer ein kleiner leerer Zwischenraum, der dem scharfen Auge des Unterofficiers nicht entging. „Ich will Ihnen was sagen, Einjähriger," bemerkte er endlich, indem er ein Markstück aus der Tasche zog und es dem Einjährigen zwischen die Kniee drückte, die er mit Gewalt zusammenpreßte. „Ich gehe nun fort und komme in fünf Minuten wieder. Wehe Ihnen, wenn Sie dann das Geldstück nicht mehr zwischen den Knieen haben!" Der unglückliche Einjährige merkte bald, daß er es in dieser Stellung nicht eine Minute aushalten würde. Was thun? Er überlegte rasch, wie er dem drohenden Ungewitter entgehen könnte, und verfiel dabei auf einen ebenso originellen wie glücklichen Gedanken: Er hob das Markstück, das zu Boden gefallen war, nach Ablauf der Frist von 5 Minuten in einem unbewachten Augenblicke rasch auf, steckte es ein und klemmte sich dafür ein Zweimarkstück zwischen die Knie. „Na, Einjähriger," rief der Unterofficier bald nach seiner Rückkehr, „haben Sie das Geldstück noch zwischen den Knieen? Will doch gleich mal nachsehen!" Auf einmal verklärte sich sein Gesicht, er hatte statt des Markstücks das Zweimarkstück vorgefunden. Schmunzelnd bemerkte er mit freundlichem Augenzwinkern: „Na, sehn Sie, Einjähriger, das haben Sie ja ganz hübsch breit gedrückt."

— Boshaft. Fräulein (ihre Schublade auskramend): Diese Locke ist von einem berühmten Künstler, diese von einem Schauspieler, die blonde von einem Leutnant— —Besuch: Sagen Sie mal, Ihr Vater war wohl — Friseur?

### Die Freude am Bösen.

Bekanntlich gibt es Menschen, die das Böse nur aus Lust am Bösen thun. Nicht irgend ein Vortheil lockt sie, sondern die Freude an der Uebelthat. Es gibt keinen größeren Genuß für sie, als die Leiden, die sie einem Anderen zufügen können. Aber nicht von dieser Schande der Menschheit soll hier die Rede sein, sondern von jenen psychologisch weit interessanteren Künstlernaturen, die nur an der menschlichen Schlechtigkeit Freude zu haben scheinen. Es gibt Schauspieler, die nur „Bösewichter" spielen können, Dichter, welche die Greuelthaten der Wirklichkeit in ihren Werken noch übertrumpfen, Maler, die ihren Ruhm nur der Darstellung von Gesindel oder von Abscheulichkeiten der fürchterlichsten Art verdanken. Es liegt für Denjenigen, der mit den Geheimnissen der künstlerischen Production nicht vertraut ist, nahe, daß er diese Künstlerfreude an der Gemeinheit und Niederträchtigkeit auf eine wahlverwandte Natur, eine Anlage zum Verbrechen zurückführt, und so sind denn auch wirklich sehr oft von derartig veranlagten Künstlern die tollsten Geschichten erzählt worden. Selbst das Geigenspiel Paganini's konnte man sich nicht anders erklären, als mit der Annahme, der unheimliche Geiger habe seine Frau ermordet, und Salvator Rosa mußte natürlich in seiner Jugend Räuber gewesen sein, um seine Landschaften voll Räuberromantik malen zu können. Prüft man das Leben solcher Künstlernaturen genauer, so kommt man jedoch zur Ueberzeugung, daß es in den meisten Fällen geradezu im Gegensatz zu dem Inhalt ihrer Werke steht. Jaques Callot, der berühmte Rivale Rembrandt's und Dürer's auf dem Gebiete des Kupferstichs, war trotz seiner Vorliebe für Vagabundenthum und Gräßlichkeiten (ein Zeitgenosse sagte von ihm, er bringe in seinen Werken nur dann Bäume an, wenn er sie zum Henken nöthig habe) und trotz seiner abenteuerlichen Romfahrten ein "Mustermensch". Auch Emile Zola hat im Gegensatz zu der Gesellschaft, die er in seinen Romanen schildert, geradezu spießbürgerliche Neigungen. Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß Künstlernaturen dieser Art durch den Haß befruchtet werden. Wie bei Anderen der Quell des Schaffens in der Lust am Schönen, in der Empfindung für all' das Geheimnißvolle in der belebten und unbelebten Natur oder in irgend welchen anderen Reizwirkungen liegt, so werden unsere Schwarzseher eben am meisten oder fast nur zur künstlerischen Production durch den Haß der Schlechtigkeit aufgestachelt — ihre „Freude am Bösen" ist in Wirklichkeit die Leidenschaft, dieses Böse in all' seine Schlupfwinkel zu verfolgen. Sie sind eine Art höherer Polizeibeamter. Einen sehr werthvollen Beleg für diese Ansicht bietet ein Brief, den der berühmte Schauspieler Seydelmann zwei Monate vor seinem Tode (1843) an den Berliner Schriftsteller Glasbrenner schrieb. In diesem Briefe spricht er schon von der Möglichkeit seines baldigen Endes und fährt dann fort: „Machen Sie sich also gefaßt darauf, bald zu lesen: Seydelmann ist todt. Nur den Jago möcht' ich noch spielen! Spiegle ich ihn ab, wie er in mir lebt, so werd' ich noch einmal von Nutzen sein, so nützlich wenigstens, als ein Bericht in der Berliner Spitzbubenzeitung. Woher nur immer mein wahrer Appetit, die Nachtseite unserer lieben Natur an's Licht zu führen? Können Sie mir das zum Abschied sagen? Bitte, thun Sie es! Ich habe während meines 25jährigen „Lebens in dem Bilde des Lebens" große Worte großer Männer, die ich gespielt, mit stolzerfüllter Seele nachgesprochen. Ich liebte mich und alle Welt, wenn ich den Ausbund aller Liebenswürdigkeit und Menschenweisheit, Lessing's jugendlichen Nathan, in mir aufnahm; ich war grundehrlich mit dem Ehrlichen, Narr mit dem Narren; ich lachte mit dem Lustigen und war verliebt in jedes Alter und in allen Farben; aber nur, wenn es der Sünde galt, der offenen und verkappten, fühlte ich jede Kraft des Lebens in mir wach; mein ganzes Wesen stellte sich zum künstlerischen, bittersüßen Kampf mit der lieben Welt. Der Gleisnerei das schlau verdeckte Innere herauszubrehen, dem Tölpel in's Gehirn zu leuchten, daß er sich und Andere erkenne, den Starken, Sicheren, Stolzen aufzuschrecken, daß er nicht mehr albern träume, den Guten warnen vor des Augenblickes Macht, durch Unrecht Recht — durch Lasterhaftigkeit das Gute fördern, das Alles thun zu dürfen auf dem Wege schöner Wahrheit — der Kunst: Das war meines Lebens Glück und der Himmel lasse mir's noch einige Jahre!"

— Nette Aussichten. Neffe: Lieber Onkel, ich habe mich entschlossen, umzusatteln und die juristischen Studien aufzugeben. Onkel: Und welchen Beruf hast Du Dir gewählt? Neffe: Ich will Musik studiren. Onkel: Na, in Gottes Namen! Aber eines sage ich Dir gleich, Franz, auf meinen Hof kommst Du mir nicht!

— Frech. Richter: „Sie sind angeklagt, widerrechtlich ausgezogen und Ihrem Wirth die Miethe schuldig geblieben zu sein. Sie sind nun von dem Kläger gemahnt und haben ihm eine schallende Ohrfeige versetzt. Ist das richtig?" — Angeklagter: „Ja, Herr Amtsrichter." — Richter: „Aber, wie kamen Sie dazu, dem Kläger eineOhrfeige zu geben?" — Angeklagter: „Ich war ihm die Miethe schuldig geblieben, nun wollte ich ihm nicht auch noch die Antwort vorenthalten!"

— Mancher hat alle Ursache, seine Brust zu pflegen; denn sie ist — schwach!